

# Dresdner Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis mit der täglichen Unterhaltungsbeilage Leben, Wissen, Kunst einschließlich Bringerlohn monatlich 1.00 M. Durch die Post bezogen vierteljährlich 3.00 M., unter Kreuzband für Deutschland und Österreich-Ungarn M. 5.60. Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage.

Redaktion: Wettinerplatz 10. Tel. 25 261. Sprechstunde nur wochentags von 12 bis 1 Uhr. Expedition: Wettinerplatz 10. Tel. 25 261. Geschäftszeit von 8 Uhr morgens bis 7 Uhr abends.

Inserate werden die gespaltene Zeile mit 25 Pf. berechnet, bei dreimaliger Wiederholung wird Rabatt gewährt, ebenso auf Vereinsanzeigen. Inserate müssen bis spätestens 1/10 Uhr früh in der Expedition abgegeben sein und sind im voraus zu bezahlen. — Telegramm-Adresse: Dresdner Volkszeitung.

Nr. 93.

Dresden, Sonnabend den 22. April 1916.

27. Jahrg.

## Mutter Erde!

Mutter Erde!  
Du bist voll Gram  
und trägst ein Leid  
übergroß!  
Man hat deinen Schoß  
dem Tode gewelkt!  
Viel junges Blut  
Und hoffnungstropher Mut  
lank da hinab!

Mutter Erde!  
Du bist so gut!  
Nimm sie alle in treue Hut,  
die für uns stritten,  
für uns erlitten  
den frühen Tod!

Mutter Erde,  
decke du

lanke deine Söhne zu,  
die Glück und Heimat,  
Liebe und Leben  
dahingegeben!  
Und trage dein Leid,  
Wie die Mutter es trägt,  
die im tiefsten Gram  
sich wieder regt  
zu neuem Leben;  
den Einamen  
Liebe zu geben,  
und Trost zu spenden  
den Verzagenden,  
mit nie verlagenden  
legenden Händen!

Mutter Erde,  
du Schmerzensreiche,  
wende du

das gütige, bleiche  
gramerfüllte Engelkind  
wieder zum Licht,  
der Sonne zu!  
Mutter Erde,  
sei wieder du,  
die du von Anbeginn gewelkt!  
Schmücke dich wieder  
mit jungem Grün,  
laß auf den Gräbern  
Blumen blühen!  
Trockne die Tränen,  
Allgütige du;  
Still unser Sehnen  
nach Frieden und Ruh,  
daß wir von allem Leid genesen!  
Mutter Erde, sei wieder du  
die du von Anbeginn gewelkt!

Karl Peterßen.

## Ostern.

Von Friedrich Stampfer.

Wo ist die Zeit, da uns Ostern ein festlich-frohes Erlebnis war? Da wir den Frühling freilich konnten, ohne an eine neue Frühjahrs-offensive zu denken? Da sich uns das Bild einer grünen Wiese noch nicht mit der Vorstellung von Granatgeschossen verband und wir den freien Wald betreten konnten ohne Gedanken an die erschütternde Wirkung eines Trommelfeuers?

Der Frühling, den alle Dichter besungen und den alle Welt liebt, ist für den Soldaten draußen ein zweifelhafter Freund. Denn bringt er auch angenehme Tage, so kommt er doch mit Kühle und Nässe, mit Regen und Wind. Der Regen aber ist des Soldaten schlimmster Feind. Wenn droben in hartem Schnee der Schritt der Posten knirscht und an der Schwand die Gestrümpfe schimmern, oder im Sommer, wenn die Sonne prall auf der Deckung liegt, dann erlebt der Schützengrabenmann seine besten Tage. Wenn aber der Regen in unaufhörlichen Strömen niederkommt, wenn die Feuchtigkeit die Kleider schwer und steif macht, wenn das Wasser im Graben steht und die Schlafdecke vollgeseigt ist wie ein Schwamm, wenn alle Wege ungangbar, alle Wasserläufe verschlammmt sind, dann erst fühlt der Schützengrabenmann die ganze Unentrinnbarkeit des Schicksals. Mancher, der im Trommelfeuere Pfeift und lacht, wird stumm und verzagt, wenn es sechs Tage geregnet hat und am siebenten noch nicht aufhört.

Wenn wir in den Schaufenstern der Warenhäuser die tierlichen Soldatenpüppchen sehen, wie sie die ihnen zugeordneten Osterpakete freudig in Empfang nehmen, so empfinden wir diese Reklame wie Hohn. Draußen ist es nicht so nett, so sauber, so pudrig. Draußen stehen unsere Väter und Brüder, unsere Freunde und Kameraden jeden Augenblick im Angesicht des Todes. Und die bescheidensten Bequemlichkeiten, die wir genießen dürfen, erscheinen ihnen nur als Trüme aus einem fernen Wunderlande, als etwas Unerreichbares, vielleicht für immer Verlorenes. Die Männer im Felde — wie könnten wir starke Empfindungen hegen, ohne mit ihnen zu empfinden, wie könnten wir ernste Gedanken tragen, die nicht Gedanken an sie wären!

Und so ist uns auch dieses Ostern ein Fest ohne innere Befreiung, ist uns auch dieser Frühling eine untröste Jahreszeit. Erst wenn kein Schrapnellwölfschrei mehr den blauen Himmel ziert, kein Granatregen mehr durch den Wald segt, kein Gortschposten mehr an geschossenen Drahtüberhauen steht, werden wir uns des Frühlings freuen, erst die Friedensglocken werden uns die Auferstehung künden.

Das sind Gefühle, die in dieser Zeit beispiellosiger Gerissenheit die ganze Menschheit bereiten. Und jene, die da glauben, daß ihr Wunsch und Wille besonders energisch auf die Beendigung dieser ungeheuren Leidenszeit gestellt sei, sind im Irrtum. Ueber die Möglichkeiten, dieses Ende zu beschleunigen, führen Völker, Klassen, Parteien und Parteien in den Parteien einen verzweifelten Streit. Alle wissen, daß noch Kampf vor ihnen steht, aber sie alle wollen den Frieden.

Mancher, der leichten Verzgens in den ersten Kriegsjahren hinausjog, wäre bedenklicher gewesen, wenn er gewußt hätte, daß die europäische Menschheit noch das zweite Osterfest nach dem Kriegsausbruch im Jahre feiern würde. Damals waren die Stimmen noch laut, die von den reinigenden, heilenden Bewirken des großen Völkerverfalls predigten. Wo sind sie geblieben? Wer will vor versammeltem Volk die Tribüne bestiegen, um den Krieg zu besingen? Auch jetzt ändern sich

der Krieg heute nur noch, was er uns immer gewesen ist: ein hartes Nuz, dessen Notwendigkeiten man sich beugt, entschlossen, wenigstens das Schlimmste zu verhüten und das äußerste Unheil von seinem eigenen Volke abzuwehren.

Erst das ruhige Urteil einer späteren Zeit wird — allen Selbstanklagen zum Troste — erkennen, was die Sozialdemokratie den Völkern vor dem Ausbruch des größten aller Kriege sein wollte und was sie den Generationen des kommenden Friedens werden muß. Es wird erkennen, daß die Sozialdemokratie jedes Landes die Erhaltung des Friedens wollte, nicht aus Vaterlandsliebe, wie ihr ihre Gegner nachsagten, sondern aus tiefer, wohlverstandener Liebe zum eigenen Volke. Der Frieden ist uns verloren gegangen, nicht weil die Sozialdemokratie ihre Aufgabe nicht verstand, sondern weil die Völker die Aufgabe der Sozialdemokratie noch nicht verstanden.

Das ist die zweite Gedankenreihe, die dieses Osterfest uns aufdrängt. Der Brauch eines Menschenalters hat in unseren Kreisen diesem Feste ein sozialistisches Gepräge aufgedrückt, und wir waren gewohnt, an diesem Tage die künftige große Auferstehung der Menschheit aus den Drangsalen der kapitalistischen Zeit zum Sozialismus zu feiern. Bedeutet dieser Krieg wirklich den Zusammenbruch aller Hoffnungen, die wir auf die Sozialdemokratie gestellt haben? Oder war es notwendig, daß das System, das wir bekämpften, sich erst in seinen letzten Konsequenzen offenbarte, ehe wir unsere große Sache zum Siege führen können? Hat der wilde Sturm der Entwicklung uns aus den Bahnen geworfen oder reißt er uns durch Trümmer erst recht zu unserem Ziel?

Nein, wir wollen denen nicht Glauben schenken, die in diesem Kriege und seinen Rückwirkungen nichts als Ende und Zusammenbruch, Verrat und Preisgabe von Grundfragen erblicken wollen. Und wenn der Krieg vorüber ist, dann wird nach einer kurzen Periode der Selbstkritik das Ganze der Arbeiterbewegung die erschöpften und zerrissenen Reihnen wieder schließen und vorwärts marschieren. Denn was lebt, will leben, und was wir wollen, ist der Ausdruck des Lebenswillens der schaffenden Millionen. So warten wir auf unseren Frühling und unsere Ostern: Auferstehung aus den Schützengräben, Aufstieg zu freier Volkskraft!

## Dem Frieden näher!

Von Heinrich Cunow.

Die von so manchen im stillen gehegte Erwartung, der Frühling werde den langersehnten Frieden bringen, hat sich nicht erfüllt. Im Westen, bei Verdun, hat vielmehr verberberndes Kaiser-Artilleriefeuer den Frühlingbeginn eingeleitet. Die schönen Waldungen an der Maas sind im Trommelfeuerniedergelassen, Feld und Wiesen aufgewühlt von Granaten, alles Gelände freuz und quer durchpflügt von Gräben. Und jeder Tag bringt neue Schlachten, neue Verdrängungen. Auch in Südländern setzen neue Stellungskämpfe ein, während im Osten an der Dina wie an der galizischen und bulgarischen Grenze die Russen neue Offensiven vorbereiten und immer weitere Menschenmassen herantreiben.

Und doch hat sich seit dem vorigen Osterfest gar vieles in den gegenseitigen Kampfstellungen geändert. Näher, greifbar näher, steht heute der Friedensschluß. Die Ostern vorigen Jahres noch an der ostpreussischen Grenze und in Westpolen stehenden russischen Truppen sind bis zum Rigaer Bugen und jenseits des Bug bis in Wolhynien hinein zurückgetrieben; Galizien ist bis auf einen kleinen Streifen wieder im österreichischen Besitz; Serbien und Montenegro,

Rußlands Balkanstaaten auf dem Balkan, sind völlig niedergeworfen, Saloniki und Balona von den Truppen der Mittelmächte und Bulgariens eingeschlossen, und das von England mit gewaltigen Panzartonnaden, egyptische Dardanellenabenteuer ist klaglich zusammengebrochen. Ebenjowenig hat England seinen Plan der völligen Ausschungerung Deutschlands auszuführen vermocht, wenn dieser Plan auch den Reichthümlichen viele harte Entbehrungen aufgezwungen hat.

Die stolzen Ankündigungen, durch die Deutschland noch im Spätherbst vorigen Jahres von den Regierungen und der Presse des Vierverbandes mit dem Verlust seiner bisherigen Stellung im Staatengebilde Europas, mit der Vernichtung seines Wirtschaftslebens und der Auferlegung enormer Kriegsentwöhnungen bedroht wurde, haben denn auch ziemlich aufgehört. Man ist in England und Italien noch und nach viel bescheidener in seinen Forderungen und Wünschen geworden; und selbst in Frankreich mehrt sich die Zahl derer, die nicht mehr auf einen großen Sieg der französischen Waffen rechnen. Wenn die Pariser Presse dennoch immer wieder in die Siegesfanfaren stößt, hat das keine andere Bedeutung, als die Halbverzagenden zur Einfügung ihrer letzten Kraft zu bewegen. Nur die herrschenden Klassen Englands, das infolge seiner inhärenten Lage und seiner großen Flotte bisher von den Vierverbandsstaaten am wenigsten unter den Wirkungen des Weltkrieges gelitten hat, zeigen noch Kriegslust. Doch wächst auch in England die Unzufriedenheit. Nicht nur wünscht jener Teil der englischen Finanz- und Handelsbourgeoisie, der seine bisherige Stellung auf dem Weltmarkt durch die wirtschaftliche Kräftigung der Vereinigten Staaten von Amerika gefährdet sieht und die Hoffnung auf die Vernichtung der deutschen Konkurrenz aufgibt, das Ende des Krieges herbei, auch die Verwaltungs- und Parteiverhältnisse des jetzigen britischen Regiments gestalten sich immer schwieriger. Und was will England machen, wenn seine Verbündeten aus der Einsicht heraus, daß sie nicht mehr weiter können, energisch zum Frieden drängen?

Der Uebermut des Vierverbandes hat durch die deutschen Waffenerfolge starke Dämpfung erlitten. Näher und näher rückt der Friedensschluß. Was würde aber ein Frieden nützen, der Deutschlands wirtschaftliche Lebenskraft in Fesseln schlägt und die Weiterentwicklung des deutschen Wirtschaftslebens hindert, die auch für die sozialdemokratische Arbeiterchaft die wichtigste Voraussetzung ihres Aufstiegs ist? Sicherlich, wer sieht nicht das Ende dieses nun schon fast 21 Monate auf dem deutschen Volke lastenden Krieges herbei, und wer, der menschlich fühlt, dächte nicht mit Grauen und Wehmut an die Millionen, die draußen auf den Schlachtfeldern starben? Mit Ausnahme gewisser Kriegsspekulanten und Gewinnbambire wäre jeder froh, wenn mit dem Lenz auch der Frieden einjüge, das in beengende Fesseln geschlagene Wirtschaftsleben wieder zu kräftigem Leben erwachte und die nun schon Jahr und Tag im Felde Stehenden in ihre Familie zurückkehren könnten zu neuem, nützlichem Schaffen. Aber was sollte ein Frieden nützen, der Deutschlands Lebenskräfte in feste Bande schlägt und aller Voraussicht nach nur ein kurzer Waffenstillstand wäre — zur Vorbereitung auf ein neues, vielleicht noch weit schrecklicheres Ringen?

Für den, der die Hoffnung gehegt hat, mit der Frühlingzeit werde auch der Frieden eintreten, mag die Forderung zunächst noch weiter aufzuharren, recht schmerzhaft sein. Aber auch die Arbeiterklasse kann die Verhältnisse, unter denen sie zu leben und zu kämpfen hat, nicht nach ihrem Belieben gestalten. Auch sie steht unter dem Banne der historischen Entwicklung und muß sich den Umständen, wenn sie erfolgreich wirken will, wohl oder übel anpassen. — womit noch keines-